

Rätselhaft ist weiterhin, warum Galen nichts zu den Morden an den Juden öffentlich gesagt hat; denn wie der Brief eines Unbekannten (vor dem 19. September 1941) beweist (910f.), war er zumindest im Umriss informiert, ohne deshalb das ganze Ausmaß des systematischen Mordens der sogenannten „Endlösung“ zu ahnen. Es ist allerdings bezeugt, „daß der Bischof während des Krieges auch zugunsten der bedrängten Juden auf die Kanzel zu gehen bereit war, davon aber auf ausdrückliche Bitte von Vertretern der münsterischen Judenschaft abgesehen hat, um deren Lage nicht zu verschlechtern“ (Rudolf Morsey). Nur aufgrund dieser Tatsache ist das Beileidsschreiben von Philipp Auerbach an den Kapitularvikar von Münster am 27. März 1946 verstehbar, in dem zu lesen ist: „Die deutschen Juden empfinden mit Ihnen die Schwere des Verlustes, der Sie getroffen hat, denn der Hingeschiedene war einer der wenigen pflichtbewußten Männer, der den Kampf gegen den Rassenwahn in schwerster Zeit geführt hat“ (334).

Die Edition ordnet in ihrem ausführlichen Anmerkungsteil die Aktivitäten des Bischofs in

die Gesamtsituation ein. Diese vielen Lesehilfen, Hinweise und Berichte ermöglichen es gerade jungen Menschen, Atmosphärisches zu ahnen, sowohl über die zielstrebige, verschlagene Brutalität der Nationalsozialisten wie auch über die Glaubenstreue und die Anhänglichkeit des christlichen Volks an seinen Bischof. Die Devise des Bischofs „Nec laudibus nec timore“ trifft weithin auch für das münsterländische Volk zu. Gewiß erlahmte es am Ende des ungleichen Kampfes – wie sein Bischof: Viele Aktivitäten gegen das nationalsozialistische System erwiesen sich als nutzlos, und der Bombenterror kostete die letzte Kraft. Dennoch rechtfertigen die beiden Bände, daß Kardinal von Galen als „Löwe von Münster“ auch in Zukunft in der Erinnerung der Deutschen festgehalten wird, ermutigend und provozierend. *Roman Bleistein SJ*

¹ Galen, Bischof Clemens August Graf von: Akten, Briefe und Predigten 1933–1946. 2 Bände. Bearb. v. Peter Löffler. Mainz: Matthias Grünewald 1988. CXI, 1417 S. Lw. 240,–

Familie heute und morgen

Auch heute werden alte Wunschbilder von Familie mit einer absoluten Struktur als Stätten der Sicherheit und des Friedens, als Ort der Stabilität „für Zeit und Ewigkeit“, als Inseln inmitten aller anderen sozialen Veränderungen heraufbeschworen. Begreiflich das reale persönliche Interesse an Familie, da in diesem Punkt alle Menschen „Betroffene“ sind. Begreiflich auch die wechselseitige Einwirkung von anderen gesellschaftlichen Kräften auf die Familie, da diese ja ihrerseits bestimmte Aufgaben der Familie für die Erhaltung ihres eigenen Systems benötigen. Auch die Kirchen sind dabei nicht ausgeschlossen. Die Frage nun ist, wie stark gegenwärtige „neue“ Wertvorstellungen, wie zum Beispiel die individuelle Entfaltung der Persönlichkeit nach eigenem Lebensentwurf, sich innerhalb der Familie in der Auseinandersetzung mit den Ansprüchen einer heutigen Erwerbsgesellschaft zur Geltung bringen, und wie stark soziale Bedürfnisse und Beziehungen das Leben bestimmen¹.

Die Formen familialer Lebensgestaltung mit ihren Möglichkeiten und Konflikten – vor allem in bezug auf Kinder – weichen von der traditionellen Auffassung von „Familie“ ab. Der institutionelle Charakter der Familie als Gruppe besagt eine klare Struktur, klar verteilte Rollen und Funktionen ihrer Mitglieder, eine gewisse Dauer sowie bestimmte Regelungen (etwa Form der öffentlichen Anerkennung, Absicherung im Fall einer Desintegration usw.). Eine solche Kennzeichnung kommt vielen neuen Formen von Familiengestaltung abhanden. Der Typus von Familie, der bisher als „die unvollkommene Familie“ kategorisch abgehandelt wurde, gewinnt von daher einen anderen Stellenwert.

Als zusammenfassende Typologie von „neuer“ Familie mag gelten: „Einen Begriff, der die Formen der neuen Familie auf einen Punkt bringt, gibt es nicht. Er müßte umschließen: die Aufhebung der Trennung von Wohnen und Arbeiten, das freiwillige Zusammenleben von

Menschen, die nicht durch verwandtschaftliche Beziehungen miteinander verbunden sind, die Gemeinschaft von Eltern und Kindern. Diese ‚Alternativ-Familie‘ und die herkömmliche Kleinfamilie werden immer mehr Mischformen bilden“ (444).

Welche Leitgedanken liegen nun den „abgewandelten“ Formen von Familie zugrunde?

1. *Gleichrangigkeit und Gleichberechtigung* von Mann und Frau gelten als Leitthema der Frauenbewegung von heute. Daß die „neue“ Frau mit ihrem Selbstverständnis und ihren Rollenzumutungen einer kritischen Inventur unterzogen wird, ist zu erwarten. Aber daraus ergibt sich folgerichtig, daß auch der „neue“ Mann auf den Prüfstand gebracht wird, der Partner in der Lebensgemeinschaft Familie. Seine Gestalt wird um so diffuser, je mehr die Frau zusätzlich zu ihrer Rolle als Ehefrau, Mutter und Tochter auch noch Erwerbsperson wird. Die bisherige Mühe, aber auch die Glorie des Alleinverdieners wird dem Mann dadurch abgenommen. Seine Beteiligung an Haushalts- und Erziehungsgeschäften wird erwartet.

Daß aber der ideale, „neue“ Partner in der Regenbogenpresse einen weit größeren Raum einnimmt als in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, ist schnell auszumachen. Es gibt erste Anfänge, nicht mehr. „Es gibt den Trend zum sanfteren Mann, zum zärtlichen Partner. Es gibt den familienorientierten Mann, der Frau und Kinder nicht nur als Basis für seine eigene Regeneration ansieht, sondern der einen Teil der Hausarbeit übernimmt und für die Kinder Zeit hat. Es gibt sogar den Mann, der seine Berufsarbeit einschränkt, um mehr Lebenszeit mit seinen Kindern und seiner Partnerin verbringen zu können, und damit für sich verwirklicht, was Frauen heute massenhaft reklamieren: die Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ (146).

Verbesserungen in der Arbeitswelt, etwa die Verkürzung der Wochenarbeitszeit, haben auf den familialen Alltag offenbar kaum eine Wirkung. Das vor mehr als einem Jahrzehnt ausposaunte Kinderverlangen „Am Sonntag gehört Vati mir“ findet in der Industriegesellschaft, die heute auch den Sonntag als arbeitsfreien Tag abschaffen will, kaum mehr Beachtung, geschweige denn Berücksichtigung. Die Vaterrolle wird

nach wie vor als „Nebenrolle“ (H. Pross) gesellschaftlich eingestuft. Väter mit Teilzeitarbeit – „Väter in Küche und Kinderzimmer“ – wo sind sie zu finden?

2. „Geld, Sinn und Streß“ (229) sind daher aufreizende Formeln für die *Bedeutung von Erwerbsarbeit* in der Familie. Die Kosten-Nutzen-Rechnung für die Erwerbstätigkeit außerhalb der Familie geht nicht immer auf, aber der immaterielle Wert für die Frau, nämlich die persönliche Lebensbereicherung, der Zuwachs an eigener Lebensqualität wird größer; andererseits ist aber auch der materielle und zeitliche Aufwand für Kinder objektiv gewachsen. Die Rechnung geht nicht auf, wenn ungünstige Arbeitszeiten von Vater und Mutter den Umgang mit ihren Kindern wesentlich beeinträchtigen oder der Vorteil einer zeitlichen Entlastung durch intensivere Anforderungen an beiden Orten wieder aufgehoben wird. Diese und viele andere Bedingungen machen nur deutlich, warum die neuen Freiheiten auch neue Belastungen mit sich bringen. Ein anderes Beispiel dafür ist die bemerkenswerte Zunahme von Gewalt in der Familie, illustriert durch die 240 Frauenhäuser in der Bundesrepublik (198f.) Dahinter steht der gewalttätig gelöste Zwiespalt von Unterdrückungsgefühlen der Frau bei gleichzeitigem Wunsch nach beschützender Abhängigkeit; beim Mann ist es der Anspruch auf Vorherrschaft bei einem (zeitgemäß gewordenen) Ohnmachtsgefühl, nicht nur der Frau gegenüber. Wer zuschlägt, verletzt „die Integrität der Person und damit einen der fundamentalsten Werte der modernen Gesellschaft“ (199).

3. Die *abnehmende Kinderzahl* pro Familie ist seit den 60er Jahren zunehmend Gegenstand großer Sorge der Regierungen. Die Analyse der dahinterstehenden Motive ergibt eine stärkere Differenzierung, als dies üblicherweise geschieht. Tatsächlich stellt sich der Kinderwunsch der Frau – deutlicher als beim Mann – als eine vorwiegend rationale Entscheidung heraus. Spontaneität ist weniger anzutreffen. Kinder zu haben wird zum Gegenstand intensiver Lebensplanung, etwa gemäß der Sequenz: erst Ausbildung, dann Beruf, dann Mutterschaft. Dahinter können sehr reale Ängste stehen. Wer befürchtet, beruflich sich nicht selbstständigen

zu können oder später der Kinder wegen den Anschluß an ihn nicht mehr zu gewinnen, für den schiebt sich die Realisierung des Kinderwunschs immer mehr hinaus. In diesem Punkt gibt es bemerkenswerterweise keinen Unterschied zwischen den Überlegungen arbeitsloser Akademikerinnen oder stellenloser Hauptschülerinnen (61). Kinderwunsch und tatsächliche Erfahrung von Mutterschaft fallen nicht zusammen.

4. Daß bei *nichtehelichen Lebensgemeinschaften* sich die Kinderfrage wieder anders stellt, ergibt sich schon aus dem Zusammenleben vorwiegend jüngerer Menschen. Obwohl nahezu die Hälfte der Betroffenen ihre Berufsausbildung mit einer Lehre abgeschlossen haben (158) – bei den geschiedenen Partnern ist deren Zahl noch größer –, sind der Rest doch häufig Menschen, die noch im Studium stehen (was auch die Vermehrung solcher Lebensformen in Großstädten verständlich macht). Partner solcher Lebensgemeinschaften wollen oft die wechselseitige Anpassung aneinander testen. Die Entscheidung zu einer Heirat schwindet aber nach dem dritten Jahr des Zusammenlebens. Gewöhnung setzt ein. Andere lehnen bewußt die herkömmlichen Vorstellungen von Ehe als Dauerbeziehung von Mann und Frau ab, weil sie in ihr individuelles Lebensmodell mehr Zutrauen haben und sich trennen, wenn keine innere Beziehung mehr zustande kommt. Innere Unstimmigkeit wird dort besonders sichtbar, wo trotz äußerer Betonung von Gleichberechtigung das alte, patriarchalische Familienmodell wieder die Praxis beherrscht. Das trifft beispielsweise zu, wenn Kinder kommen. Dann gilt wieder die alte familiäre Arbeitsteilung. Das kann erneut zur Trennung vom Partner führen, zumal viele Beteiligte ähnliche Erfahrungen schon früher gemacht haben. Neun Zehntel der geschiedenen Partner, die in Ehen ohne Trauschein leben, haben Kinder (160).

Durchwegs scheint die öffentliche Anerkennung solcher Lebensgemeinschaften gewachsen zu sein. Die rechtliche Anerkennung hält aber am Primat von Ehe und Familie gemäß Art. 6, Abs. 1 des Grundgesetzes fest, und damit an ihrem institutionellen Charakter.

5. *Stieffamilien* hat es schon immer gegeben.

Diese Gattung entsteht nicht erst durch den Tod eines der Ehegatten, sondern auch nach einer Scheidung. Aber auch viele Paare aus einer Lebensgemeinschaft ohne Trauschein scheinen sich als Stieffamilien zu bezeichnen. Das trifft dann zu, wenn das nichtverheiratete Paar mit einem oder mehreren Kindern zusammenlebt und mindestens ein Erwachsener aus der Lebensgemeinschaft leiblicher Vater bzw. leibliche Mutter eines oder mehrerer Kinder ist (78). Obwohl sich statistisch nichts Genaueres über das tatsächliche Vorkommen von Stieffamilien aussagen läßt (geschätzt werden ca. 10 Prozent aller bundesdeutschen Familien), gilt als erwiesen, daß Kinder von den Entscheidungen der Eltern in Stieffamilien wegen der Komplexität der entstehenden verwandtschaftlichen Verhältnisse und neuer Beziehungsstrukturen am meisten betroffen sind. Anforderungen an die Frauen aus der neuen Verbindung sind am schwierigsten, zumal diese selbst sehr oft die Erwartungen des neuen Partners internalisieren, für das Kind eine „besonders gute“ neue Mutter zu sein. Gerade aus einer sichtbar übersteigerten Gefühlsanstrengung der Mutter heraus kann sich Abneigung eines Kindes entwickeln.

Der *alleinstehende Elternteil* – insbesondere die Mutter – hat in den letzten Jahren besonders viel öffentliche Beachtung gefunden. Wenn die Analyse der Lebenssituation solcher Frauen überschrieben wird „zwischen Existenznöten und Emanzipation“, so ist die Ambivalenz eines solchen Daseins klar. „Alleinerziehen“ hat Geltung für mehrere Kategorien von alleinstehenden Frauen: getrennte, vom Partner verlassene oder aus gewollter Mutterschaft von Anfang an auf Verbindung mit dem Kindesvater verzichtende Frauen. Für den größten Teil unter ihnen bedeutet dieses Schicksal Zwang zur Erwerbsarbeit oder Sozialhilfe. Untersuchungen besagen, daß Alleinerziehende weniger als andere Leute „ihren Rollenklischees verhaftet sind“ oder daß alleinstehende Frauen nach Trennung vom Mann seltener eine „richtige“ Familie anstreben als die Männer, weil sie „nur mehr der Angst leben, wieder die Hemden für die Karriere ihres Mannes bügeln zu müssen statt von ihm in ihrer neuen Selbständigkeit... anerkannt zu werden“ (97).

7. *Alternative Lebensformen*, von denen in den 60er Jahren so viel die Rede war, befinden sich offenbar auf dem Rückzug in eine gesellschaftliche Nische. Es geht wohl vielen Studenten aus dem damaligen „Aufbruch“ heute nicht mehr so sehr um gesellschaftliche Veränderungen, sondern um den Wunsch nach einem regelrechten Heim. Die Zielrichtung liegt immer noch in der Erwartung, in einer familial orientierten Siedlungsform das soziale Bedürfnis nach Dazugehörigkeit – „the feeling of belonging“ – realisieren zu können. So entsteht die gemeinsame Werkstatt, werden dorfmäßige Arbeitsformen übernommen, wird auch Freizeit weitgehend geteilt. Der alternative Rückzug aus kapitalistischen Arbeitsformen, an einigen interessanten Beispielen aus der Berliner Szene wohlwollend-kritisch dargestellt, endet mit der Feststellung: „Für Familien mit Kindern ist das Leben in einer Gruppe nicht einfach. Konflikte zwischen Kinderlosen und Eltern sind an der Tagesordnung.“ Es mag für viele Eltern immer noch reizvoll sein, in einem Kollektiv zu leben, aber „die Utopien einer Großfamilie sind ausgeträumt“ (442).

8. Die *Selbsthilfebewegung junger Familien* hat vor ca. 25 Jahren ihren Anfang genommen. Damals entstanden zahllose Einrichtungen, interessanterweise nicht nur in neu entstehenden städtischen Wohnvierteln, sondern auch auf dem Land. Kinderspiel- und Aufgabenkreise, Kinderläden, nachbarschaftliche Hilfegruppen spielten damals eine ebenso große Rolle wie Elterninitiativen zur Verbesserung des Verkehrs oder eines neuen Schulsystems zugunsten ihrer Kinder. Die Selbsthilfebewegung der Eltern behinderter Kinder aller Arten hat bahnbrechend für eine bessere Gesetzgebung gewirkt. Aber im Grund waren und sind Elterninitiativen nicht sosehr mit dem Blick auf kommunale oder staatliche Sozialpolitik entstanden, sondern aus familialem Selbstbewußtsein heraus.

Heute liegt in der öffentlichen Diskussion wieder die Betonung auf dem „Netzwerk der Familie“. Zum sozialen Netz der Kernfamilie können heute vier bis fünf Generationen gehören; die demographische Entwicklung und die Verlängerung der Lebenszeit machen dies möglich. Damit können auch ältere Menschen, die ja

alle aus Familien stammen, nach oben und unten Sozialbeziehungen von großer Bedeutung für die Betroffenen aufnehmen. Aber es können auch Seitenverwandte und Verschwägte durch Wohnformen, wirtschaftliche sowie soziale Beziehungen miteinander in Verbindung kommen und sich gegenseitig Hilfe und Unterstützung, zumindest aber Anteilnahme zuteil werden lassen (vgl. 4. Familienbericht, S. 14). Von der Tragfähigkeit des Verwandtennetzes in der Gegenwartsfamilie berichten alle Untersuchungen über Pflegeleistungen. Zu 75 bis 90 Prozent stellt die Familie (insbesondere deren Frauen) die entscheidenden Pflegerinnen für kranke und versorgungsbedürftige Angehörige.

Daß hier erwerbstätigen Müttern besonders viel abverlangt wird und die Belastungsfähigkeit des sozialen Netzes an eine natürliche Grenze kommt, kann nur immer wiederholt werden. Die Ansprüche, die von zwei Personenkreisen in der Familie her an ein- und dieselbe Sorgeträgerin gerichtet werden können (von Eltern und Kindern der „Tochter“), können zu ernsthaften gesundheitlichen und psychischen Schäden führen. Wer auf jeden außerfamiliären Kontakt verzichten muß, fällt leicht der menschlichen Verkümmern anheim. Auch die Zukunftsaussichten für künftige Großmütter dürften sich verschlechtern, wenn die Mehrheit von ihnen nicht nur bis zur Pensionierungsgrenze einen Erwerbsberuf ausgeübt hat, sondern darüber hinaus ihr auch im achten Lebensjahrzehnt Verlängerung der Lebensarbeitszeit eröffnet wird.

10. Erfahrungsgemäß müssen dann eine Reihe von Institutionen wieder unterstützend, kompensierend und helfend eingreifen. In der Bewertung des Nutzens einer solchen „Hilfe von außen“ durch Wohnungs-, Jugend- und Sozialamt erscheinen schon heute diese Institutionen am untersten Ende der Skala (289). „Immer weniger Kinder – immer mehr Erziehung“? Was von Erziehungssystemen gesagt wird, kann ebenso auf andere Institutionen in der Sozialpolitik ausgedehnt werden. *Martha Krause-Lang*

¹ Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. Hrsg. v. Deutschen Jugendinstitut. München: Kösel 1988. 450 S. Kart. 36,-